



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

König, Eduard: Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lichen Tätigkeit dieser Institute widmen, so dürften sie darin bleiben. Überhaupt liegt selbstverständlich dem Staate die Pflicht ob, die Klöster zu überwachen, etwaigen Ausschreitungen entgegenzutreten und durch Handhabung des Konzeptionsrechts der Ausbreitung des Klosterwesens Grenzen zu ziehen. Denn bei übermäßiger Ausbreitung schadet einerseits die Anhäufung von Kapitalien und Grundbesitz in der Toten Hand, andererseits der schwärmerische und fanatische Geist, dem die Mönche und die Nonnen leicht verfallen, und der ansteckend wirkt. Und mit vernünftiger Einschränkung wird den Orden selbst und mittelbar der Kirche ein großer Dienst erwiesen. Denn bei übermäßiger Ausdehnung wiederholt sich immer wieder der altbekannte Prozeß. Die von den Mönchen gepflegte Bigotterie lockt den Gläubigen viel Geld aus der Tasche, die Klöster werden reich, das Ordensleben wird eine Versorgung, die Frömmigkeit ein einträgliches und darum verlockendes Handwerk, und die Entbehrungen, die es fordert, nimmt man hin in dem Gedanken, daß eben jeder Stand seine Last und Plage hat. Und werden die Orden erst mächtig, dann können sich ihre Mitglieder das Joch leicht machen, und von Plage ist keine Rede mehr.

Die evangelische Kirche hat sich der katholischen seit einiger Zeit in mehreren Stücken angenähert, unter anderem durch das Institut der Diakonissen und der Diakonen. Jetzt ist die Reihe an der katholischen, einen Schritt entgegen zu tun und die lebenslänglichen Gelübde preiszugeben. Unter den Tatsachen, die sie zu Reformen geneigter zu machen geeignet sind, dürfte nach einigen Jahrzehnten die Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen ihren Bekennern und denen der andern Konfessionen den Ausschlag geben. Dank der größern Fruchtbarkeit der Deutschen, der Angelsachsen und der meistens griechisch-katholischen Slaven werden die evangelische und die orientalische Kirche, jede einzeln, mit ihrer Seelenzahl die römische Kirche bald eingeholt haben, die damit den Anspruch auf den Namen Weltkirche oder katholische Kirche kat exochen verliert.

K. J.



Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung

Von Eduard König in Bonn



en Herrschaftsbereich des ästhetischen Maßstabes hauptsächlich gegenüber dem der ethischen Norm in der Kulturgeschichte zu beobachten, hat mir schon jahrelang als ein anziehendes und wichtiges Thema vorgeschwebt. So will ich es denn jetzt wenigstens in bezug auf solche Literaturgebiete tun, deren Studium mir am nächsten liegt. Vielleicht findet sich später Gelegenheit, denselben Gedanken auf einem andern Literaturgebiet zu verfolgen. Die richtige, das heißt die vergleichende und geschichtliche Lösung eines Problems kann ja überhaupt nur dann auf solide Weise unternommen werden, wenn die einzelnen zu vergleichenden Gebiete erst für sich selbst von dem fraglichen Standpunkt aus durchforscht worden sind.

So mögen mir denn die freundlichen Leserinnen — denn sie geht die Behandlung des erwähnten Themas zunächst an — und Leser zuerst in die alt-hebräische Literatur folgen und mir erlauben, ihnen die Frage vorzulegen: Wer kennt die ersten Frauennamen, die uns nach Eva, der „Lebensspenderin,“ im alt-hebräischen Schrifttum begegnen? Nun, die sind Uda „Schmuck“ oder „(strahlender) Morgen,“ Zilla „Schatten, Schattenspenderin“ und Naama „Anmut oder Lieblichkeit.“ Aber die körperliche Grazie ist als Vorzug von Frauen in dieser Literatur oft noch deutlicher hervorgehoben. Denn daß sie „schön“ gewesen sind, findet der hebräische Geschichtschreiber schon bei den Patriarchenfrauen erwähnenswert. So wird es von Sara (1. Mos. 12, 11) und so ist es von Rebekka gemeldet (24, 16). „Lea hatte ein blüdes Gesicht, d. h. sie entbehrte des feurigen Auges; Rahel aber war schön an Form und schön an Aussehen (d. h. an Gesichtsbildung und Gesichtsausdruck)“ lesen wir in 29, 17. Der Schwiegervater Simsons rühmt seine jüngere Tochter diesem mit den Worten: „Die ist schöner, als sie,“ nämlich als die ältere (Richt. 15, 2). Ebenso wird die Schönheit noch bei Abigail (1. Sam. 25, 3), bei Urias Weib Bathseba (2. Sam. 11, 2), bei einer Schwester und einer Tochter Absaloms, die beide den Namen Thamar „Palme“ trugen (2. Sam. 13, 1; 14, 27), bei der bekannten Abisag von Sunem (1. Kön. 1, 3), bei Esther (2, 7) und bei den Töchtern Hiobs (42, 15) betont. Mit dem Hungertode „der schönen Jungfrauen“ droht auch einmal ein Prophet (Amos 8, 13), wie „Schönheit“ mit „Jungfrau“ parallel geht in Sach. 9, 17, und „Brandmal — der kriegsgefangenen Sklavin — statt Schönheit“ den gefallsüchtigen Jerusalemerinnen auch von Jesaja (3, 24) in Aussicht gestellt wird. Denn „Schönheit“ verleiht auch einer Kriegsgefangenen einen besondern Wert (5. Mos. 21, 11).

Bekannt ist ferner, mit wie zarten, aber auch mit wie satten Farben die weibliche Schönheit im Hoheliede gezeichnet wird. Jene finden wir natürlich auf Sulamiths Palette. Sie drückt das Bewußtsein ihrer Grazie nur mit den Worten „Ich bin eine Blume zu Saron (richtiger nach dem Assyrischen: eine »Herbstzeitlose« in der Saronenebene) und eine Lilie im Tal“ aus (2, 1). Dem Munde des entzückten Liebhabers entströmen Äußerungen, wie die folgenden: „Siehe, meine Freundin, du bist schön: deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Böpfen“ (4, 1); oder „Wer ist es, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?“ (6, 10); oder „Deine Höhe gleicht der der Palme“ (7, 8).

Ja, in der alt-hebräischen Literatur wird die Schönheit einigemal auch in der Charakteristik von Männern erwähnt. So wird Joseph als „schön an Gestalt und schön von Aussehen,“ also Gesichtsbildung, beschrieben (1. Mos. 39, 6). Die Schönheit Davids wird zweimal betont: „er war rötlich (admoni, d. h. hatte einen lebhaften, blutdurchströmten Teint), hatte schöne Augen und war trefflich von Aussehen überhaupt“ (1. Sam. 16, 12; 17, 42). Übrigens das erwähnte Wort admoni „rötlich“ bezieht sich nach aller Wahrscheinlichkeit nicht auf die Farbe der Haare Davids, wie ein Assyriolog neuerdings unter Kombination von David mit dem Lichtgott Marduk gemeint hat. Denn Davids Gemahlin, die frühere Prinzessin Michal, hat die Haare ihres durch List ge-

retteten Gemahls bekanntlich durch ein Fliegenetz von Ziegenhaaren täuschend nachgeahmt [1. Sam. 19, 13], und die gewöhnlichen Ziegen Palästinas hatten beinahe durchaus schwarze Haare). Von Absalom sodann heißt es, daß er alle Männer an Schönheit übertraf (2. Sam. 14, 25). Wegen solcher hervorragenden Schönheit wird auch ein königlicher Bräutigam in Ps. 45, 3 gepriesen. Um Könige handelt es sich auch in den zwei noch übrigen Fällen, wo das Wort „Schönheit“ in bezug auf Männer gebraucht wird (Jes. 33, 16 und Hes. 28, 12), aber diese Fälle sind auch noch im weiteren Verlauf der Darstellung zu besprechen.

Obgleich jedoch das Schönsein namentlich in der Schilderung von Frauen gestalten oft im althebräischen Schrifttum erwähnt wird, der bewundernde Ausruf, womit nach diesem Schrifttum der erste Mann das erste Weib begrüßte, lautete doch nicht: Wie schön ist sie! Der bekannte Ausruf „Diese ist Gebein von meinem Gebein usw.“ hat vielmehr den Sinn: Dieses Wesen ist nach Körperbau und Aussehen mit mir verwandt. An diesem Wesen bemerkte der Mann — einmal ist es doch zum erstenmal geschehn, schalte ich für die Bibelskeptiker ein — den aufrechten Gang, das nach oben gerichtete Antlitz, die sich zum seelenvollen Lächeln leicht gestaltende Miene, den geisterfüllten Blick, der sie ihm als die verständnisinnige Helferin, als seinen guten Kameraden charakterisierte. Ebenso sind aber auch sonst in der althebräischen Literatur die Eigenschaften des Weibes betont, auf denen die Kongenialität zwischen Mann und Frau hauptsächlich beruht, die vom Sinnlichen weg zur innerlichen Vertiefung und zur höhern Welterfassung hinziehen, die auch durch Anspannung des menschlichen Strebens ausgebildet werden können und so ihre Belohnung in sich selbst tragen. Ja bei der Charakteristik der schon oben erwähnten Abigail, einer Frau von fast moderner Initiative, steht die „Trefflichkeit ihrer Einsicht“ sogar im Vordergrund (1. Sam. 25, 3). Ferner wird die „weise“ Frau von Thehoa gerühmt, die durch die geschickte Erzählung einer Parabel den König David zur Zurückberufung des verbannten Absalom bewog (2. Sam. 14, 2). Wie glänzt ferner der Ruhm der „weisen“ Frau von Abel (20, 16 ff.)! Ihr verdankte diese Stadt in einem kritischen Moment ihre Rettung. „Durch weise Frauen wird das Hauswesen erbaut“ weiß auch das Sprichwort zu rühmen (14, 1; 19, 4). Wie laut wird auch sonst die Gattin anerkannt, „auf deren Zunge holdselige Lehre wohnt“ (31, 16)! Ja von einer trefflichen Erzieherin ihres Sohnes ist ausdrücklich eine Partie der althebräischen Sentenzenammlung abgeleitet (31, 1—9). Siehst du aus diesen Beispielen nicht schon deutlich genug, wie sich neben dem körperlichen Vorzug die intellektuelle Potenz erhebt und nach dem Zepter der Herrschaft in der Menschenkultur greift? Siehst du nicht, wie die auf Gefälligkeit der Formen beruhende Schönheit eine Schwester bekommt: die Anmut, die auf einem geistdurchhauchten Antlitz thront?!

Gewiß sind wir ferner als Kinder mit dem greisen Elieser auf die — für seinen jungen Herrn unternommene — Brautschau nach Mesopotamien gezogen und haben uns mit ihm auf den Rand des Brunnens von Charran (oder Carrhä) gesetzt, aber haben wir uns nicht auch alle über die erste Eigenschaft gewundert, an der er die für seinen Herrn passende Braut erkennen wollte? Wenn es die Schönheit gewesen wäre, hätten wir uns weniger gewundert. Zu

unserm Befremden war es aber bekanntlich die gutwillige Bereitschaft oder Dienstfertigkeit, mit der das betreffende junge Mädchen dem müden und durstigen Wanderer einen Labetrunk darreichte (1. Mos. 24, 12—14). Ja es ist eine in ihrer Einfachheit frappierende Erscheinung, wie sich Rebekka am Brunnen durch scheinbar selbstverständliche Gefälligkeit ihren Bräutigam gewinnt. Aber dieses Mittel war doch eine Tugend, und auch dieser einfache Edelstein glänzt in hinreichend intensivem Feuer, wenn die Gesamtbefchaffenheit der zu einem solchen Dienste willigen Seele als die goldne Fassung dieses Edelsteins hinzugenommen wird.

Die ästhetische und die ethische Schätzung des Menschen und besonders des Weibes sind auch im althebräischen Denken in Kampf geraten. Das lehrt uns schon die Szene am Brunnen zu Carrhä. Aber das erkennen wir auch aus einer ganzen Reihe anderer Spuren.

Denn schau nur hin auf den langen Zug von hervorragenden Frauen, den die althebräische Literatur uns vorführt! Da siehst du eine Mirjam, die Schwester Moses, eine Debora, eine Jael, eine Rizpa, eine Michal, eine Athalja, die sogar die Königsherrschaft sechs Jahre lang ausgeübt hat. Bei ihnen allen ist Schönheit nicht als ein Bestandteil ihres Wesens erwähnt, und doch tut dieser Mangel ihrer Größe keinen Abbruch. Ein ganzes Büchlein ist der Ruth, der Urgroßmutter Davids, gewidmet, und wie versteht sich sein Verfasser auf Kleinmalerei überhaupt! Vollends in der Charakterisierung von Personen ist er ein Meister. Denk doch nur an die Abschiedsszene zwischen der alten Naomi und ihren beiden Schwiegertöchtern, oder begleite die ährenlesende Ruth unter den Schnittern und Schnitterinnen des Boas! Aber braucht der Erzähler, wenn er seine Heldin interessant machen will, die Schönheit? Nach diesem Worte wirst du vergeblich in dem Büchlein suchen.

Sodann wird die Schönheit in der althebräischen Literatur auch nicht bloß als eine vergängliche Größe hingestellt, von der es heißt „Schönheit wird verzehrt wie von Motten,“ oder „Ein bloßer Hauch ist die Schönheit“ (Ps. 39, 12; Spr. 31, 30). Vielmehr wird die Relativität ihres Wertes auch überhaupt betont: sie muß sich mit gutem Streben verknüpfen, wenn sie wirklich wertvoll sein soll. Das drückt ein Spruchdichter fast allzu drastisch in 11, 22 aus. Ein anderer sagt wenigstens: „Lieblich und schön sein — für sich allein — ist nichts“ (31, 30). Am überraschendsten aber ist es, daß in demselben Hohenliede neben der dithyrambischen Verherrlichung körperlicher Vorzüge des Weibes eine durch ihre Wortfargheit um so eindringlichere Lobrede auf das durch sittliche Größe ausgezeichnete Weib steht. Denn die vom liebeglühenden Bewerber in psychologisch erklärlicher Weise auch als schlanke Palme gefeierte Schönheit ist die Sulamith, die von ihren Brüdern eine „kleine Schwester“ genannt wird (8, 8), die aber denselben Brüdern die Versicherung geben kann, daß sie dem ungeliebten Bewerber gegenüber eine „Mauer“ sei (3, 10) und sich so in seinen Augen als ein Weib erwiesen hat, das sich zum Frieden hindurchringt: sie hat ihrem geliebten Hirten die Treue gehalten, und solche echte Liebe wird ja im Hohenliede mit den Worten gepriesen „Liebe ist fest wie der Tod . . . eine gottentzündete Flamme“ (8, 6).

In der Schlusszene des Hohenliedes steht ja gleichsam eine Verkörperung der Grundsatzsentenz vor uns, die im hebräischen Geistesleben über das richtige Verhältnis von ästhetischer und ethischer Würdigung des Menschenwesens gefällt worden ist. Die Veranschaulichung dieses Grundurteils wirkt um so eindrucksvoller, als sie in der übrigen althebräischen Literatur eines reichen, weiten Hintergrundes keineswegs entbehrt. Einen solchen Hintergrund der Schlusszene des Hohenliedes darf man aber in allen den Gruppen und Einzelgestalten des althebräischen Schrifttums finden, aus deren Zügen uns der Adel geistiger Tugend entgegenleuchtet.

Denn wenn wir zunächst auf die formalen Tugenden, die, wie zum Beispiel Opferfreudigkeit und Treue, in allen Pflichtenkreisen betätigt werden können, einen Blick werfen wollen, wer steht nicht voll Bewunderung vor der Aufopferungsfähigkeit von Sepschas Tochter (Richt. 11, 30 ff.)? Anstatt zusammenzuknicken, steht sie aufrecht. Anstatt zu jammern, ermutigt sie ihren Vater zur Leistung des gegen Gott ausgesprochenen Gelübdes. Eine wahrhaft große Tochter, die lieber geopfert werden will, als daß ihr Vater wortbrüchig werden soll! Sie erinnert uns an Esthers Wagemut, die einen Bittgang zum Könige für ihr Volk mit den Worten „Komme ich um, so komme ich um“ unternimmt (Esth. 4, 16). Überschen wir doch auch die Tugend des Fleißes nicht, die einem Weibchen gleich oft im Verborgnen blüht! Der hebräische Spruchdichter wenigstens hat sich nicht gescheut, dieser Tugend das schöne Wort „Ein fleißiges Weib ist die Krone ihres Mannes“ zu widmen (12, 4). Ein solches Weib ist gewiß auch keine „Zarte und Weichliche, die nicht versucht hat, ihre Fußsohle auf die Erde zu setzen“ (5. Moj. 28, 56).

Ferner wieviel Trägerinnen materialer Tugenden, die in den einzelnen Pflichtenkreisen ihre Werkstätte haben, werden vor unserm Geistesauge wieder nach, wenn wir es nur nicht verschmähen, auch der althebräischen Literatur wieder einmal unsern Blick zuzuwenden! Oder kannst du dich wirklich nicht auf Rizpa besinnen? Der König David hat ihr jedenfalls seine Bewunderung nicht versagt. Sie hat ja während eines ganzen wolkenlosen Sommers Palästinas bei den Leichnamen ihrer Söhne und Stiefkinder geseffen, hat bei Tage die Raubvögel und in der Nacht die Schakale abgewehrt (2. Sam. 21, 10). O herzerfüllendes Bild der Mutterliebe! Daneben hat die hebräische Geschichtsschreibung auch ein Ohr für den klassischen Ausdruck der kindlichen Pietät, den Ruth in den Worten „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin . . . nur der Tod soll mich von dir scheiden“ geprägt hat. Zu ihnen gesellt der Griffel des israelitischen Erzählers als eine dritte Pflegerin einer im Familienleben zu betätigenden Tugend die Prinzessin Michal, die spätere Gemahlin Davids. Denn was tat sie, als die Pflichten der Tochter und der Gattin in ihrem Leben zusammenstießen? Sie bewahrte zugleich ihren Vater vor einer Gewalttat und rettete ihrem Manne das Leben.

In dem gestaltenreichen Hintergrunde, der sich um die Schlusszene des Hohenliedes im althebräischen Schrifttum aufbaut, reihen sich weiter die Musterbilder des Patriotismus an. An der Spitze dieser Schar läßt der hebräische Geschichtsschreiber Moses Schwester Mirjam einherschreiten, die unter Paukenschlag im

Reigentanz das Ereignis feierte, wodurch ihr zwischen den nachsehenden Bedrückter und die Wasserwogen eingekleistes Volk aus Not und Tod errettet wurde. Derselbe Erzähler erwähnt auch, wie später hebräische Frauen die Kriegstaten der Helden mit vollem Verständnis, ja mit scharfem Urteil verfolgten und so nach Goliaths Besiegung durch ihren Gesang „Saul hat tausend geschlagen, David aber hat zehntausend geschlagen“ in Sauls Brust den ersten Keim der Eifersucht gegen David senkten (1. Sam. 18, 6 f.). Aber der erlauchten Schar, an der das Auge eines dankbaren Volkes mit Verehrung hängt, gehören nicht bloß willkommene Beifallspendenderinnen für heldenhafte Männertaten an, nein, auch Fahnenträgerinnen, wie Debora, stehn da, die in der Bedrängnis ihres Volkes selbst das Panier zur Abschüttlung des Fremdenjoches entfalteten. Unter diesen Frauen von kühnem Entschluß und kraftvoller Energie wird freilich auch eine Jael gepriesen, die mit einer unerschrocknen Hand einen unheimlich listigen Sinn verband (Richt. 4, 17 ff.). Aber die Volkserinnerung Israels verweilte doch ebenso teilnahmvoll bei dem Bilde jener — ja darf ich hinzufügen „bekanntem“? — Schwiegertochter des Richters Eli (1. Sam. 4, 19 ff.). Als sie von der Niederlage ihres Volkes, dem Verlust des Nationalheiligtums und dem Tode ihres Mannes hörte, da trat einer der ergreifenden Augenblicke ein, wo das Bewußtsein eines Volkes gleichsam sichtbare Gestalt annimmt und als Herold eines neuen Tages durch die Gänge des Vaterlandes schreitet: ihren Geist aushauchend, gab diese Frau dem neugeborenen Sohne den Namen „Nicht-Ehre“ (Isabod) und senkte damit den Entschluß zur Tilgung dieser Schmach in die Seele ihres Volkes. Ungenannt und doch mit leuchtenden Farben in das Buch der Geschichte gezeichnet, führt sie zugleich den Chor der Frauen an, die durch die Blut ihrer Religiosität das geistliche Staatswesen ihrer Nation zu erhalten halfen.

Wie sehr die ethische Würdigung des Weibes in den Vordergrund des altisraelitischen Kulturbewußtseins trat, erkennen wir noch besonders deutlich aus dem berühmtesten Abschnitt des althebräischen Schrifttums, der hierher gehört. Ein so viele hundert Jahre älterer Vorgänger des Loblieds auf Johanna Sebus, pflegt er „das Lied vom braven Weibe“ genannt zu werden und ist der Abschluß des Buches der Proverbien. In diesem alphabetischen Akrostichon — des halb zweiundzwanzig Verse nach der Zahl der hebräischen Buchstaben umfassend — reflektieren sich wie in einem Spiegelbild alle einzelnen Normen der Wertschätzung des Weibes, die in der obigen Darstellung einzeln vor unser Auge getreten sind: die Zurückdrängung der körperlichen Vorzüge bei der Beurteilung des Wertes einer Frau, die Betonung der geistigen Begabung und Leistung, die formale Tugend des aufopferungsvollen Fleißes, die materialen Tugenden der Mutterliebe und der Gattentreue, die hochgesünnte Teilnahme an Wohl und Wehe des Vaterlandes. Ja auch folgende zwei Grundlagen für die Wertschätzung des Lebensgehalts einer Frau hat der Dichter uns nicht zu vergessen gelehrt: die Wohltätigkeit gegen die Armen und die Gottesfurcht. Denn in die Worte „ein Weib, das den Ewigen fürchtet, soll man loben“ klingt die Dichtung aus. Also Religiosität, die im weiblichen Gemüt immer und überall ihr reinstes und stärkstes Altarfeuer gehabt hat, ist das unterste Fundament, auf dem sich die Würde-

stellung des Weibes in der Menschheitskultur aufbaut, und der althebräische Spruchdichter wird darin Recht behalten. Aus dem steten Aufblick zum Weltengeist und aus dem seiner Weisheit vertrauenden Überblick über die Weltverhältnisse wird ja das sicher treffende Urteil im Denken, die feine Scheu vor allem Niedrigen im Gefühl und der zarte Takt im Gebiete des Wollens und so die herrliche Trias geboren, die Goethe wohl meinte, wenn er seinen „Faust“ mit den Worten schloß: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“

Zugleich die ursprüngliche Stärke und zugleich das spätere Erlahmen des Einflusses, den das Schöne sogar auf unsre Menschenwürdigung ausübt, spiegeln sich in der Tatsache, daß der Ausdruck „schön“ und die mit ihm verwandten Wörter vielfach auch im übertragenen Sinne gebraucht werden. Kräftig der Seele vorschwebend, sind sie auch über das engere Gebiet des Ästhetischen hinaus erobernd vorgedrungen und sind glänzende Surrogate für die Ausdrücke „trefflich, passend, wertvoll überhaupt usw.“ geworden. Der Grad, worin das geschehen ist, wirkt vielleicht noch einen — obgleich nur indirekten — Lichtstrahl auf die Macht, die dem Begriffe des Schönen in der betreffenden Volksseele eigen war. Deshalb sei die Frage, ob sich diese gleichsam nachwirkende Herrschaft des Schönen als eines Maßstabes der Menschenwürdigung auch in der althebräischen Literatursprache zeigt, auch noch, aber gerade deshalb erst an dieser Stelle aufgeworfen. Diese Frage wird uns zugleich eine Brücke bilden, worauf wir zu der Betrachtung eines andern Literaturgebiets hinübergehen können.

Wie wenig die Bezeichnungen „schön, Schönheit, schön sein“ im Althebräischen einen übertragenen Sinn bekommen haben, kann schon daraus ersehen werden, daß dieser metaphorische Gebrauch der erwähnten Ausdrücke im neuesten Wörterbuch dieser Sprache, dem großen English-Hebrew Lexicon, gar nicht ausdrücklich behandelt wird. In der Tat taucht dieser übertragene Sinn von „Schönheit usw.“ im ältern Hebräischen nur erst halb und halb und selten an der Oberfläche der Literatursprache empor: die „Schönheit“ des israelitischen Königs im allgemeinen (Jes. 33, 16) meint natürlicherweise dessen Herrlichkeit, und so bezeichnet auch die „Schönheit“ des Königs von Tyrus, nicht eines bestimmten Königs dieser Stadt, den Glanz oder die Pracht dieses Königs (Hes. 28, 12), und so spüren wir die über sein eigentliches Gebiet hinausgreifende Herrschaft des Ausdruckes „Schönheit“ noch in „die Schönheit (d. h. die Trefflichkeit) seiner Weisheit“ (28, 7) und sonst noch ein paarmal bei diesem spätern Autor, wie in 16, 13b. Ich will jedoch die Leser keineswegs mit lexikographischen Einzelheiten beschweren — aber Sprachgeschichte und Kulturgeschichte stehn freilich in enger Wechselbeziehung —, und es ist doch auch von geistesgeschichtlichem Interesse, daß diese übertragene Bedeutung von „schön“ im Neuhebräischen ziemlich gebräuchlich ist, wie auch das jüngste Wörterbuch des Neuhebräischen — es stammt von Gustaf Dalman — belegt. Ist es denn ferner nicht auch kulturgeschichtlich von Bedeutung, daß das Adjektiv „schön“ in der gesamten althebräischen Literatur nur von einem einzigen Autor im übertragenen Sinne verwandt wird? Es ist der Verfasser des Buches, das „Der Prediger Salomonis“ genannt zu werden pflegt, das aber die späteste Schrift des Alten

Testaments ist und besonders nach meinem Urteil erst im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt geschrieben worden sein muß. Erst in diesem Buche liest man: „Es ist schön, zu essen und zu trinken usw.“ (3, 11 und 5, 17). Warum ist das aber noch besonders lehrreich? Weil der metaphorische Gebrauch des Wortes „schön“ in diesem Buche auf dem Einfluß des griechischen Sprachgebrauchs beruht.

Gewissermaßen etwas Tragisches nämlich kann man darin sehen, daß gerade bei den Griechen das Wort für „schön“ überaus häufig einen uneigentlichen Sinn bekam. Die für das eigentliche Schöne so voll empfängliche Volkseele des Hellenentums zahlt bei diesem Sprachgebrauch zwar mit altgeprägter Münze, aber sie zahlt damit einen Tribut der Huldigung für andre Normen der Wertschätzung.

Gewiß hängt es nun auch mit dem griechischen Gewande der klassischen Literatur des Christentums zusammen, daß in ihr das Wort, das eigentlich „schön“ bedeutet, wer weiß wie oft, im übertragenen Sinne von „trefflich, heilsam usw.“ verwandt ist. Das geht ja so weit, daß dort z. B. sogar ein „schöner Baum“ als direkter Gegensatz zu einem „faulen Baum“ gesagt wird, also „schön“ so viel wie „gesund“ ist. Diese Art sich auszudrücken ist, wie gesagt, ein Symptom des griechischen Sprachgebrauchs jener Zeit.

Aber nicht hängt damit die Tatsache zusammen, daß in allen siebenundzwanzig Schriften der urchristlichen Literatur der Ausdruck für „schön“ keinmal in bezug auf Menschen in seinem eigentlichen Sinne vorkommt. Keine Frauengestalt ist dort „schön“ genannt, geschweige denn, daß dieses Attribut bei Männern angewandt würde. Das Wort für „Schönheit“ existiert in diesen Schriften gar nicht. Nun treten aber darin doch ziemlich viele Frauen auf: mehrere Marien, die Tochter des Synagogenvorstehers Jairus und die Tochter des kanaanäischen Weibes, die wohlthätige Tabitha „die Kette“ und die Purpurverkäuferin Lydia aus Thyatira, und wie sie weiter alle heißen. Wenn nun bei ihnen allen keinmal die Schönheit erwähnt wird, wer möchte das einen Zufall nennen? Man wird es wohl richtiger auf die Eigentümlichkeit des Interesses zurückführen, das das natürliche Korrelat einer so intensiven Religiosität sein mußte, wie sie in den Verfassern der urchristlichen Literatur waltete.

Sie freuen sich mit ihrem Meister über die Lilien des Feldes, die — nach seinem Ausdruck — durch ihre gottgeschenkte Grazie alle Pracht Salomos übertreffen. Aber die körperliche Vollkommenheit, diese für menschliche Anstrengung nicht erzwingbare freie Gabe der Natur, bei der Würdigung von Menschen hervorzuheben, das — liegt unter ihrem Niveau. Sie haben gewiß, wie die schönen Quadersteine des Tempels (Luk. 21, 5), die durch ihre Bearbeitung noch heute das Staunen des Pilgers wachrufen, so auch die wohlgestalteten Formen manches Menschenkindes gesehen und „dem Vater des Lichts“ dafür wie für „alle gute und alle vollkommene Gabe“ gedankt. Aber die physische Seite in der Charakteristik eines Menschen zu betonen, kam ihnen eben einfach nicht in den Sinn, und es liegt gewiß auch nicht in der Richtung des wahren Menschenideals, wenn das Vorwalten der Neigung, das Interesse

für die Heldinnen oder die Helden einer Geschichte durch Ausmalung ihrer ästhetischen Vorzüge wachzurufen, jetzt manchmal die Gefahr in sich birgt, die geistigen Normen der Menschenwürdigung in den Hintergrund zu drängen.



Nach der Hühnersuche

Eine Sputzgeschichte für Weidmänner von Julius K. Haarhaus

(Schluß)



Ich hatte wohl eine gute halbe Stunde neben meiner Beute im Grase gefressen, als mich die schnell hereinbrechende Dämmerung daran gemahnte, daß es an der Zeit sei, zum Schlosse zurückzukehren und einen Wagen zu holen. Um die Stelle, wo der Hirsch lag, bequem wiederfinden zu können, bog ich das höchste Birkenstämmchen nieder, befestigte an dessen Wipfel mein Taschentuch und steckte dann noch meinem Dreißigender einen grünen Bruch in das Geäse, zum Zeichen, daß er von Weidmannshand auf gerechte Art gestreckt worden sei. Denn die Möglichkeit, daß ihn ein anderer finden könnte, ehe ich mit dem Wagen zurückgekehrt wäre, war nicht ganz ausgeschlossen.

Als ich aus dem Walde trat, sah ich draußen auf der Heide ein mit zwei schweren Rappen bespanntes Geschirr vom Schlosse her geradeswegs auf mich zukommen. Es war ein Leiterwagen, auf dem außer dem Kutscher noch vier Männer saßen, die mich schon aus weiter Entfernung durch Schwenken ihrer Mützen und Hüte begrüßten. Offenbar hatte man im Schlosse meinen Schuß gehört und sofort Leute entsandt, die den Hirsch holen sollten. Martin, der neben dem Kutscher gesessen hatte, sprang vom Wagen, riß von der nächsten Kiefer ein Zweiglein ab und überreichte mir den Bruch nach gutem altem Weidmannsbrauch auf der flachen Klinge seines Hirschfängers. Während ich meinen Hut damit schmückte, schnallte der Kutscher die Zügel des Handpferdes los, legte ihm Stränge und Wagenschaft über den Rücken und bat mich, die Führung zu übernehmen. Ich schritt also voran, während die Leute mit dem Pferde folgten. Beim Hirsche angekommen, legten sie ihm ein Seil dicht über den Rosen um das Geweih, verknüpften es mit dem Wagenschaft und ließen so meine Beute durch den Gaul aus dem Walde schleppen, was keine leichte Arbeit war, da sich die mächtigen Kronen aller Augenblicke im Buschwerk verfangen und mit dem Weidmesser wieder aus der Verstrickung gelöst werden mußten. Endlich hatten wir den Hirsch draußen im Freien, und nun galt es, ihn auf den Wagen zu heben. Wir mußten alle sechs wacker mit zugreifen, kamen aber, weil der schwere Körper unsern Händen immer wieder entglitt, erst nach mehreren vergeblichen Versuchen zum Ziel. Als der Hirsch glücklich auf dem Wagen lag, stützte Martin mit ein paar Gabelhölzern den Kopf, sodaß das Geweih aufrecht stand, und schob von allen Seiten grüne Brüche darunter. Dann schwangen wir uns hinter den Kutscher und fuhren zum Schlosse.

Bei unsrer Ankunft stand die Hellentaler Jagdgesellschaft beinahe vollzählig auf der Rampe. Die Herren nahmen den Hirsch genau in Augenschein, untersuchten Ein- und Auschuß, maßen Stärke und Auslage der Stangen und den Umfang der Rosen und schüttelten mir einer nach dem andern glückwünschend die Hand. Zuletzt erschien auch der Schloßherr, auf dem Kopfe ein graues Lodenhütchen, an dessen rechter Seite ein Spielhahnstoß stak.

Der Baron gratulierte mir, legte die Hand auf meine Schulter, sah mir scharf ins Auge und sagte: Es freut mich, Sie als Hausgenossen begrüßen zu können.